

Zur Problematik der Laienforschung. Kommentar zu Ingbert Jüdt „Paläo-SETI zwischen Mythos und Wirklichkeit“

Michael Schetsche¹

Der Beitrag von Ingbert Jüdt kann hinsichtlich sehr unterschiedlicher Aspekte kommentiert werden. Besonders spannend wäre sicherlich ein Blick auf die Phänomene, die von der sogenannten Paläo-SETI-Forschung zu untersuchen beansprucht werden. Für viele der in den meist populärwissenschaftlichen Büchern angesprochenen historisch-geographischen Anomalien gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Erklärungen – auch solche jenseits des traditionellen geschichtswissenschaftlichen Weltbildes. Sie reichen, je nach ‚Fall‘, von Tollmanns Impaktheorie (Tollmann/Tollmann 1995) über Hapgoods Idee einer technisch fortgeschrittenen irdischen Frühkultur (Hapgood 1996) bis hin zu Menzies‘ Forschungen über die Weltreisen chinesischer Flotten im 15. Jahrhundert (Menzies 2003). So wichtig eine Diskussion aller dieser *alternativen* Interpretationen wäre, würde sie meines Erachtens doch die Intention der von Jüdt angestoßenen Debatte verfehlen. Denn in seinem (wissens-)soziologischen Beitrag geht es weniger um die historischen Anomalien selbst, als um die Art und Weise, in der Menschen sich diesen als ‚Forschende‘ nähern oder – anders betrachtet – in der sie sie überhaupt erst diskursiv als ‚Anomalien‘ zu konstituieren versuchen.

Unter der letzteren Perspektive erscheint Jüdts zentrale These, „dass es sich bei einem großen Teil präastronomischer Texte weniger um Sachtexte als vielmehr um eine Form erzählender Literatur handelt“ (S. 167), zunächst durchaus einleuchtend. Ich habe allerdings Zweifel, ob eine solche Sichtweise (und: Zuordnung) uns das Grundproblem der Paläo-SETI-Forschung besser verstehen lässt.

Die von Jüdt untersuchten Texte treten durchgehend mit einem *expliziten nonfiktionalen* Anspruch auf (und werden von der Mehrheit der Rezipienten offenbar auch so gelesen). Dass fast alle Paläo-SETI-Bücher aktuell von der Mehrheit der Geschichtswissenschaftler abgelehnt werden, macht sie jedoch nicht zu „erzählender Literatur“. (Wenn dies so wäre, müssten alle ‚abweichenden‘ wissenschaftlichen Thesen zu ‚Erzählungen‘ erklärt werden.) Die zur Debatte stehende Frage scheint mir vielmehr zu sein, ob die entsprechenden Texte als *wissenschaftliche* Texte einzuordnen sind oder nicht. Und diese Frage ist völlig unabhängig davon, ob die aufgestellten Thesen in der Scientific Community anerkannt sind oder nicht. Denn, so Jüdt selbst, „die Wissenschaftlichkeit einer Untersuchung oder die Legitimität eines Forschungsansatzes hängt nicht davon ab, ob die ursprüngliche Hypothese eine Bestätigung findet, sondern davon, ob das Verfahren als wissenschaftlich gelten kann“ (S. 199). Die von

¹ PD Dr. Michael Schetsche leitet die Abteilung „Empirische Kultur- und Sozialforschung“ am IGPP Freiburg und lehrt Soziologie an den Universitäten Bremen und Freiburg.

ihm untersuchten Texte wären also dann wissenschaftlich, wenn ihre Hypothesen nach den Regeln des sogenannten Wissenschaftsspiels (einführend hierzu: Patzelt 1986) aufgestellt und überprüft würden. Genau aber dies ist es, was mir nach den vorgelegten Analysen in Frage zu stehen scheint: das *wissenschaftliche Vorgehen* der Paläo-SETI-Forscher.

Da die Wissenschaftlichkeit von Wissen sich primär über dessen Zustandekommen in bestimmten geregelten Prozessen bestimmt, würde die Feststellung, die Texte von Erich von Däniken und anderen würden sich nicht an diesen Prozeduren orientieren, zur Folge haben, dass es sich nicht um wissenschaftliche Texte (im in der Scientific Community üblichen Verständnis) handelte. Wenn das so wäre, machte sie dies aber nicht zu fiktionalen Texten – denn sie stellen immer noch *Tatsachenbehauptungen* dar, die sich auf die Welt des Realen und nicht die des Fiktiven beziehen. Es wäre meines Erachtens deshalb zutreffender, von *faktional-nichtwissenschaftlichen* Wissensbeständen zu sprechen.²

Die Ersetzung der Unterscheidung fiktional vs. realitätsbezogen durch die Differenz wissenschaftlich vs. nichtwissenschaftlich in Jüdt's Text würde auch die Vertiefung seiner wichtigen Überlegungen in eine Richtung ermöglichen, die meines Erachtens auf das *Kernproblem* des wissenschaftlichen Umgangs mit Wissensformen wie dem Paläo-SETI-Konzept zielt: den Unterschied zwischen Wissenschaftlern und Laienforschern. Worin dieser besteht, will ich im Folgenden kurz erläutern.

Ein wissenschaftliches Studium an einer Universität dauert im deutschsprachigen Raum durchschnittlich fünf Jahre. Danach hat der Absolvent die Fachkenntnisse und methodisch-technischen Fertigkeiten erworben, um *unter Anleitung* wissenschaftlich zu arbeiten. Als Beleg für die Fähigkeit zur *eigenständigen* wissenschaftlichen Arbeit wird regelmäßig jedoch erst die Promotion angesehen, bis zu der, wenigstens in den Sozial- und Geisteswissenschaften, noch einmal drei bis fünf Jahre vergehen. Dies bedeutet: selbständige wissenschaftliche Forschung verlangt eine an die zehn Jahre dauernden systematische Ausbildung. In dieser werden nicht nur die jeweiligen fachspezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten sondern auch grundlegendes Wissen über die Regeln des ‚Wissenschaftsspiels‘ vermittelt: Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, Methodologie, konkrete Erhebungs- und Auswertungsmethoden, Forschungsethik usw. Einige dieser Kenntnisse und prozeduralen

² Wenn wir diese hier als spezifisch *lebensweltliche* Wissensformen einordnen bzw. beschreiben würden, hätte dies für die weitere soziologische Analyse auch den Vorteil, die Unterscheidung zwischen fiktional und nicht-fiktional nicht als eine dichotome setzen zu müssen – was uns weitere Analysekatoren zur Verfügung stellen würde. Im Gegensatz zum wissenschaftlichen Wissen, das aus systematischen Gründen streng zwischen realitätsbezogenem und fiktionalem Wissen zu trennen gezwungen ist, stellen beide Zuordnungen in der Lebenswelt eher die Grenzpunkte eines Kontinuums dar, zwischen denen sich diverse hybride Wissensformen tummeln. Hier wäre insbesondere auch an die Formkategorie des Alltagsmythos von Roland Barthes zu denken, der mir für die Kategorisierung der beschriebenen Wissensbestände in verschiedener Hinsicht besser geeignet erscheint, als der von Jüdt verwendete Mythosbegriff.

Fähigkeiten sind fachspezifisch, andere in einer ganzen Gruppe von Wissenschaften verbreitet, die ähnliche Forschungsgegenstände bearbeiten (für die Verhaltenswissenschaften etwa), und weitere sind sogar für jede Art von wissenschaftlicher Forschung gültig. Dies sind jene Regeln (wie etwa die Widerspruchsfreiheit und Falsifizierbarkeit theoretischer Sätze oder das Verbot von Immunsierungsargumenten³), welche *die Wissenschaft als Wissen produzierendes System* von anderen wissensproduzierenden Systeme, etwa der Religion oder der Kunst, unterscheiden.

Laienforscher, wie die von Jüdt beschriebenen, haben keine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, sind deshalb mit den Regeln des Wissenschaftsspiels häufig nur sehr unvollkommen oder – dies ist der tragischere Fall – nur scheinbar vertraut. Sie folgen in ihrer Arbeit ‚wissenschaftlichen Regeln‘, die jedoch weniger mit den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens selbst, als etwas mit ihren lebensweltlich gebrochenen und deshalb systematisch unzutreffenden Vorstellungen von diesen Regeln zu tun haben.⁴ Aus diesem Grund ist es – aus Sicht der wissenschaftlichen Forschung – prinzipiell auch eher akzeptabel, wenn Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in einer ihnen eigentlich fachfremden Disziplin ‚wildern‘, als wenn interessierte Laien ohne wissenschaftliche Ausbildung sich selbst zu ‚Forschern‘ erklären. Und dies scheint mir auch der zentrale Grund dafür zu sein, warum die Forschungsergebnisse von Laienforschern wie Erich von Däniken in der wissenschaftlichen Community so außerordentlich kritisch betrachtet werden. Dies gilt umso mehr, wenn jene Laienforscher auch noch behaupten, ihre Entdeckungen würden das jeweilige Forschungsgebiet revolutionieren. Diese Reaktion der wissenschaftlichen Fachwelt ist nachvollziehbar. Und sie ist grundsätzlich auch gerechtfertigt.

Allerdings ist eine kritische Einstellung nicht dasselbe wie Ignoranz. Problematisch werden diese – prinzipiell notwendigen – Ab- und Ausgrenzungen immer dann, wenn sie dazu führen, dass eine etablierte wissenschaftliche Disziplinen Befunde einzig aus dem Grund ignoriert,

³ Jüdt weist zu Recht daraufhin, worin der zentrale Unterschied zwischen wissenschaftlicher und laienhafter Forschung liegen könnten: in der Unwilligkeit, manchmal wohl auch psychische Unfähigkeit (bei Jüdt, S. 189, finden wir eine Hypothese über deren Ursachen) vieler Laienforscher, die eigenen (Hypo-)Thesen durch empirische Befunde in Frage zu stellen. Zugespitzt formuliert: Wissenschaftler forschen, um eigene oder fremde Hypothese zu *überprüfen*, Laienforscher hingegen oftmals nur, *um die eigenen Thesen zu belegen oder um fremde Gegenthesen zu widerlegen*. Und entsprechend aus- und zugerichtet sind, wie Jüdt zeigt, die Interpretationen, die aus den Beobachtungen ‚wissenschaftliche Fakten‘ machen. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass nicht auch im traditionellen Wissenschaftsbetrieb eine Neigung besteht, an bestimmten ‚erprobten‘ Theorien trotz des Vorliegen abweichender empirischer Befunde zunächst festzuhalten. Dies ist aber eine *in Grenzen* funktionale und seit Kuhn (1967) auch selbstreflexiv durchgearbeitete Tendenz, die durch diskursive Mechanismen innerhalb der wissenschaftlichen Öffentlichkeit und durch die Vermittlung der Fähigkeit zur kritischen Selbstbeobachtung in der universitären Ausbildung austariert werden kann. Von beidem kann hinsichtlich der Laienforschung, wie sie hier von Jüdt geschildert wird, offensichtlich nicht die Rede sein.

⁴ Die Folgen sind, so Jüdt in seinem Beitrag, „unsaubere Detailforschung, vorschnelle Verallgemeinerung und unzureichende theoretische Kenntnisse“ (S. 167).

weil sie von Forschenden erbracht wurden, die nicht für das betreffende Gebiet oder vielleicht sogar überhaupt nicht als Wissenschaftler ausgebildet worden sind.⁵ Die fachfremden Forschungsergebnisse bedürfen einer besonders kritischen Betrachtung, weil die Vermutung der methodischen Korrektheit ihres Zustandekommens hier *aus guten Grund* zu verkehren ist: Bei einem gut ausgebildeten Fachkollegen kann ich als Wissenschaftler unterstellen, dass er in seiner Forschung den selben (im Fach anerkannten) erkenntnistheoretischen Prinzipien und methodologischen Regeln folgt, wie ich selbst. Bei einem Laienforscher muss ich aus den geschilderten Gründen (nämlich der mangelnden systematischen Ausbildung) mit gleicher Selbstverständlichkeit meine Zweifel haben, dass dies so ist. Dies bedeutet auch, dass der *um wissenschaftliche Anerkennung bemühte* Laienforscher im Vergleich mit dem Wissenschaftler in viel größerem Ausmaß zunächst zu belegen hat, dass seine Ergebnisse entsprechend der üblichen wissenschaftlichen Regeln erzeugt worden sind. Mit anderen Worten: Die Ausgangsvermutung hinsichtlich des wissenschaftlich korrekten Zustandekommens der Befunde ist hier umgekehrt.

Entsprechend *müssen* die Befunde der Laienforschung aus wissenschaftlicher Sicht besonders kritisch rezipiert werden. Dies kann allerdings nicht heißen, dass Ergebnisse ignoriert werden dürfen, bloß weil sie von einem Laienforscher vorgelegt werden. Wenn dieser zeigen kann, dass sie nach den Regeln ‚guten wissenschaftlichen Arbeitens‘ zustande gekommen sind, müssen sie in der wissenschaftlichen Diskussion ebenso beachtet werden, wie die Ergebnisse eines fachspezifisch ausgebildeten Forschers. Dass es eine Reihe professionspolitischer und wissenschaftsorganisatorischer Gründe gibt, die dies in der Praxis oftmals verhindern, ändert nichts an der grundsätzlichen Gültigkeit dieser Regel: Die Wissenschaftlichkeit von Forschungsergebnissen hängt letztlich von der Einhaltung wissenschaftlichen

⁵ In diesem Kontext erhält auch die am Ende von Jüdts Beitrags aufgeworfene Frage ihren besonderen Sinn: „Wann ist andersherum ein zwingender Beweis für eine außerirdische Präsenz auf der Erde oder für eine außerirdische Einflussnahme auf die menschliche Kultur gegeben?“ (S. 200) Mit anderen Worten: beim Vorliegen welcher Befunde würde ein klassisch ausgebildeter Historiker oder ein professioneller Skeptiker anerkennen, dass bestimmte historische Ereignisse, Entwicklungen oder Artefakte ohne den Einfluss einer nonhumanen Hochkultur nicht erklärt werden können? Auf abstrakter Ebene ist diese Frage für alle Bereiche der Grenzgebietenforschung zentral und stellt die Gretchenfrage an alle ‚kritischen Kritiker‘ anomalistischer Forschung dar. Diese im Kontext der im Beitrag skizzierten Probleme außerordentlich erkenntnistheoretische Frage, ob bzw. unter welchen Bedingungen empirische Befunde die vorherrschenden Theoriegebäude überhaupt zu erschüttern vermögen, wird vom Autor jedoch leider nicht weiter verfolgt.

Forschungsstandards ab, nicht aber von den Eigenschaften der Person, welche die Forschungen durchführt.⁶

Besonders virulent werden diese Probleme auf Themenfeldern, für die sich (bislang) keine der gesellschaftlich anerkannten wissenschaftlichen Disziplinen zuständig erklärt hat. Und dies ist, aus systematischen Gründen, besonders häufig bei Phänomenen der Fall, die wir heute ‚anomalistische‘ zu nennen pflegen: Die Zuweisung des Attributs ‚anomalistisch‘ hängt, zwar nicht immer, aber doch in vielen Fällen, unmittelbar damit zusammen, dass diese Phänomene kein Gegenstand systematischer wissenschaftlicher Erforschung sind (ganz unabhängig von der Frage, in welche Richtung dieser Zusammenhang weist). Ein klassisches Beispiel hierfür ist in Deutschland die UFO-Forschung. Hier liegen die Untersuchungen weitgehend in den Händen von Laienforschern, bei denen – und die Vielzahl der in hausgemachten Zeitschriften vorgelegten ‚Forschungsberichte‘ zeigt dies ganz deutlich – in der Mehrheit der Fälle offenbar nicht einmal rudimentäre Kenntnisse der Regeln wissenschaftlichen Arbeitens vorausgesetzt werden können. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb halten diese Personen sich selbst für großartige Forscher, bezeichnen sich öffentlich als solche (im Gegensatz zu akademischen Titeln sind Begriffe wie ‚Forscher‘, ‚Experte‘ oder ‚Gelehrter‘ rechtlich nicht geschützt) und werden auch von den Massenmedien oftmals entsprechend in Anspruch genommen und präsentiert.

So löblich das Engagement dieser Laien auf von den Wissenschaften bislang vernachlässigten Gebieten gelegentlich ist, folgt aus ihren Aktivitäten oftmals jedoch eine Zurichtung der öffentlichen Wahrnehmung des entsprechenden Forschungsgebietes als eines letztlich ‚unwissenschaftlichen‘, die es Fachwissenschaftlern unmöglich machen kann, sich mit dem entsprechenden Feld zu beschäftigen. Und je länger und öffentlichkeitswirksamer eine Anomalie laienhaft und (tendenziell) unwissenschaftlich erforscht wird, desto schwieriger ist es für Wissenschaftler, sich des Themas anzunehmen, bei Kollegen für dessen Erforschung zu werben oder gar Gelder eines renommierten Drittmittelgebers für diese Forschungen zu erhalten. In diesen Fällen gilt: Stümperhafte, aber publizitätsträchtige Laienforschung

⁶ Um Missverständnissen vorzubeugen: Die Prinzipien wissenschaftlichen Arbeitens und die entsprechenden methodischen Kenntnisse lassen sich vielleicht nicht von jedermann, aber doch grundsätzlich auch im Selbststudium erwerben (etwa mittels der vorhandenen methodologischen und wissenschaftstheoretischen Fachliteratur). Aus gutem Grund sind universitären Studiengänge jedoch so aufgebaut, dass die Vermittlung dieser Kenntnisse und Fertigkeiten durch einen erfahrenen Wissenschaftler, in dialogisch bzw. diskursiven didaktischen Formen und abgesichert durch vielfältige Kontroll- und Prüfungsmechanismen erfolgt. Jeder, der schon einmal an einer Universität Forschungsmethoden unterrichtet hat, weiß, wie viele Missverständnisse und Fehlinterpretationen selbst gute Methodenliteratur zu evozieren geeignet ist – und auch, welche in der Forschungspraxis auftretenden Detailfragen und Probleme in der methodischen Literatur gerade nicht abgehandelt sind. Auch eine noch so intensive Beschäftigung mit der Methodenliteratur kann deshalb, gerade was die praktische Umsetzung der abstrakten Prinzipien und Regeln angeht, ein universitäres Studium nicht ersetzen.

‚verbrennt‘ ein Thema aus wissenschaftlicher Perspektive – und zwar unabhängig davon, wie auffällig und forschungsträchtig die entsprechenden Anomalien sein mögen.

Diese soziale Regelmäßigkeit scheint auf den ersten Blick mit besonderer Tragik für die engagierten Laienforscher verbunden zu sein: Mit ihrer, zweifellos gut gemeinten, Arbeit verhindern sie nachhaltig genau das, wofür ihr Engagement (in vielen auch Fällen explizit) zu stehen scheint: der Wunsch nach der Anerkennung ihres Forschungsgebietes auch durch die ‚etablierten Wissenschaften‘. Bei genauerer Betrachtung verwandelt sich diese Tragik jedoch in ein gut funktionierendes, und manchmal wohl auch bewusstes Kalkül: Die Überschwemmung der Öffentlichkeit mit den eigenen laienhaften Ergebnissen hindert ausgebildete Wissenschaftler nachhaltig daran, im betreffenden Gebiet tätig zu werden. Dies garantiert dem betreffenden Laienforschern dauerhaft ein Monopol auf die Erzeugung von Wissen zu den entsprechenden Anomalien – auch wenn es sich nicht um wissenschaftliches sondern eher um pseudo-wissenschaftliches Wissen handelt (also lebensweltliches Wissen, das als wissenschaftliches maskiert wird). Wenn sich tatsächlich einmal ausgebildete und anerkannte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen des entsprechenden Themas annehmen würden, wäre es mit der scheinbaren Expertenstellung und der öffentlichen Publicity der betreffenden Laienforscher zwar nicht in allen, aber vielleicht doch in einigen Fällen schnell vorbei. Und es ist menschlich nur zu verständlich, dass im Zweifelsfalle das Ziel der wissenschaftlichen Anerkennung des eigenen Forschungsfeldes dem Drang nach massenmedialer Selbstdarstellung und Eigenruhm geopfert wird („weltanschauliche Behauptung eines Nichtakademikers in der so genannten ‚Wissensgesellschaft‘“, heißt es dazu im kommentierten Aufsatz – S. 186). Und genau einen solchen Fall schildert Jüdt's Beitrag.

Aus Sicht wissenschaftlich ausgebildeter Anomalistikforschung ist dabei besonders ärgerlich, dass das etablierte Wissenschaftssystem bisher kaum Mechanismen entwickelt hat, um die Laienforschung vor dem Hintergrund der geschilderten Problematik kritisch zu rezipieren, bei den vorgelegten Ergebnissen nach wissenschaftlichen Grundsätzen die Spreu vom Weizen zu trennen und die sich dabei als untersuchungswürdig erweisenden Erstbefunde und Fragestellungen in reguläre wissenschaftliche Forschungsprojekte zu transferieren. Wichtig wäre es bei solch einem Transfer nicht zuletzt auch, die bei vielen Laienforschern zweifellos vorhandene Sachkompetenz durch spezifische Kooperationsbeziehungen für die nachfolgenden systematischen Forschungen nutzbar zu machen – und zwar in einer Form, bei der weder die bisherige Arbeit der Laienforscher entwertet, noch die Standards des wissenschaftlichen Arbeitens aufgegeben werden. In den meisten Disziplinen sind wir, soweit ich die Wissenschaftslandschaft überblicke, von solchen ‚fairen Kooperationsbeziehungen‘ zwischen Wissenschaftlern und Laien jedoch noch weit entfernt.

Uns auf diese Problematik und die damit verbundenen Versäumnisse aufmerksam gemacht zu haben, ist möglicherweise der nachhaltigste Verdienst von Jüdts Beitrag.

Literatur

Hapgood, Charles H. (1996): Maps of the Ancient Sea Kings. Kempton (Ill.): Adventures Unlimited Press.

Kuhn, Thomas S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Menzies, Gavin (2003): 1421. Als China die Welt entdeckte. München: Droemer Knaur

Patzelt, Werner J. (1986): Sozialwissenschaftliche Forschungslogik: Einführung. München : Oldenbourg.

Tollmann, Alexander; Tollmann, Edith (1995): Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit. München: Knaur.